

Hermann Bausinger

Bürgerlichkeit und Kultur

Bürgerlichkeit und Kultur, Bürgerlichkeit *als* Kultur: dieses Konzept scheint einen Ausweg zu bieten aus der verwirrenden Vielfalt, die durch ältere Bedeutungssedimente im Bürgerbegriff ebenso zustande kommt wie durch die faktische Ausdifferenzierung bürgerlicher Gruppen und Interessenlagen im 19. Jahrhundert. Das Bürgertum scheint sich zu konstituieren durch gemeinsame Normen und Lebensformen: »Kein Stand, keine Klasse - eine Kultur?«.

Damit wird der Analyse bürgerlicher Kultur eine Beweislast zugeschoben, die hier auch nicht annähernd abgetragen werden kann. Jürgen Kocka definiert die Aufgaben, die sich aus der Einsicht in die vornehmlich kulturelle Identität des Bürgertums (oder von Bürgerlichkeit) ergeben: Analyse des Zusammenhangs von bürgerlicher Kultur und sozioökonomischer Situation, der Beziehungen zwischen Kultur und Klasse, Kultur und strukturellem Wandel.² Diese umfassende Aufgabe bleibt in der folgenden Skizze fern am Horizont; vom Strukturwandel innerhalb des 19. Jahrhunderts und der sozialen Ausdifferenzierung wird nur andeutend die Rede sein.

Außerdem ist natürlich auch der Kulturbegriff vielschichtig und vieldeutig. Es gibt verschiedene Konzepte von bürgerlicher Kultur, und es gibt sehr unterschiedliche Perspektiven auf bürgerliche Kultur. Es mag nützlich sein, zunächst - ohne daß damit der Anspruch auf eine wirklich systematische Klassifizierung erhoben wird - drei verschiedene Vorstellungen von Kultur (oder vorsichtiger gesagt: drei verschiedene Akzente im Verständnis von Kultur) herauszustellen:

1. Kultur als Summe bestimmter künstlerischer Veranstaltungen und Angebote. In diesem Bereich bildet sich im Laufe des 19. Jahrhunderts eine sehr weitgehende Kanonisierung heraus, die sich stärker am Vergangenen als an der unmittelbaren

Gegenwart orientiert; man denke an die Klassiker der Literatur und an die Art der Klassikerausgaben. Diese Kanonisierung vermittelt die Chance, objektive und subjektive Kultur,³ Kultur und Bildung zur Deckung zu bringen. Diese Normierung des künstlerischen Angebots dürfte zu einem gewissen Ausgleich zwischen Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum beigetragen haben, und auch die Arbeiterkultur wird, zumindest an ihren Rändern, von Teilen dieses kulturellen Kanons mitgeprägt.

2. Kultur als Ensemble von Werten und daraus abgeleiteten basalen Verhaltensnormen - Stichwörter wie Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit, Pünktlichkeit kehren bei der Charakterisierung bürgerlicher Kultur immer wieder. Wenn der Skopus sehr weit gefaßt wird, droht sich dabei allerdings das spezifisch Bürgerliche zu verwischen. Paul Münch hat - wie mir scheint, überzeugend - gezeigt, daß bei den sogenannten bürgerlichen Tugenden mit älteren und eben nicht nur bürgerlichen Kontinuitäten zu rechnen ist.⁴ Im Verlauf des 19. Jahrhunderts werden diese Kulturwerte jedenfalls, vor allem über die ökonomische Organisation, praktisch allen Schichten vermittelt.

3. Kultur gewissermaßen als Form der Kommunikation, als Verhaltensstil, der bis in die Prägung des Alltags hineinreicht. In diesem Bereich der Verhaltenskultur gibt es sehr spezifisch bürgerliche Normierungen - Formen des Kommunikationsstils, die im Laufe des 19. Jahrhunderts weit über die im engeren Sinne bürgerlichen Schichten hinaus vordringen, und sie sind es nicht zuletzt, die der Vorstellung einer umfassenden bürgerlichen Gesellschaft⁵ Substanz geben.

Auf diesen Formen der Verhaltenskultur liegt im folgenden der stärkste Akzent. Ich verwende also, meiner fachlichen Herkunft entsprechend, einen weiten, quasi ethnologischen Kulturbegriff und fasse Kultur als ein bis in die Alltäglichkeit hineinreichendes Zusammenspiel von Normen und Formen. Allerdings beschränkt sich mein Aufsatz auf ganz wenige Problemschneisen, die wohl nur gelegentlich den Durchblick auf das Gesamtproblem gestatten. Zunächst wird ein Blick geworfen auf die bunte Einheit der bürgerlichen Kultur, genauer gesagt: auf das Zusammenspiel vereinheitlichter Formen und komplementärer Variationen. Dann wird nach der Reichweite bürgerlicher Kultur gefragt, also nach der Durchschlagskraft von Verbürgerlichungstendenzen in den nicht-bürgerlichen Schichten. Und schließlich wird das eigentümliche Konstrukt

der Volkskultur aufgegriffen, in dem das Bürgertum nicht-bürgerliche Kulturelemente einschmilzt und sich aneignet.

Ich setze, demonstrativ gewissermaßen, mit einem sehr banalen Beispiel ein, auch wenn ich dazu einen poetischen Auftakt anzubieten habe. 1918 erschien im Verlag der Wochenschrift »Die Aktion« ein Gedichtband von Jacob van Hoddiss, der damals ungefähr dreißig Jahre alt war. Das Titelgedicht lautet:

Weltende

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es von Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei
Und an den Küsten - liest man - steigt die Flut.

Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

In expressiven Sprachgesten, die aufs Universelle zielen, wird hier das Ende der - so wird man präzisieren dürfen - bürgerlichen Welt beschworen. Dieses Ende ist nicht nur die Konsequenz von aus dem Bürgertum entstandenen antibürgerlichen Bewegungen (zu denen der Expressionismus selbst gehörte), sondern steht auch in Zusammenhang mit der erwarteten politischen Ablösung. Es kann nicht gutgehen, wenn poetische Metaphern direkt auf die Realität aufgerechnet werden: in Berlin gab es damals weder überdurchschnittlich viele Dachdeckerabstürze noch Eisenbahnkatastrophen. Aber die - übersteigerten - Bilder sind nicht zufällig, und so scheint es mir durchaus beachtenswert, daß in der ersten Zeile vom Bürger und vom Hut die Rede ist: *Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut...* Der Hut hatte rund ein Jahrhundert lang als Ausdruck von Bürgerlichkeit im Sinne eines kulturellen Habitus gegolten. Im Kleidungsverhalten des 19. Jahrhunderts gehörte er zu den sprechendsten Zeichen. Im Kaiserreich war er fast

generell üblich. Sehen wir Bilder von den ersten friedlichen Straßendemonstrationen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg,⁵ so erscheint uns heute - aus der Distanz - die Versammlung der Arbeiter manchmal wie ein Großtreffen von Kommerzienräten, und diesen Eindruck vermitteln nicht zuletzt die gediegenen Hüte, die getragen werden.

Der Hut fehlte so gut wie nie. Wenn er fehlte, fiel das auf. Dies wird an Gegensignalen, wie etwa an der fehlenden oder anderen Kopfbedeckung der Jugendbewegung deutlich, aber auch an Berichten alltäglichen Zuschnitts. In Mönchengladbach vermietete eine Bäckerfrau ein kleines Zimmer in ihrem Haus an eine junge Fabrikarbeiterin, aber nur unter der Bedingung, daß diese nie »ohne Hut« im Hause erscheine.⁶ Und als in Berlin 1893 ein offenbar Geisteskranker festgenommen wurde, weil er die Passanten belästigte, setzte der Pressebericht ein: »*Ein Mann ohne Hut* [dies in Fettdruck!] trieb sich gestern Vormittag zwischen elf und zwölf Uhr in der Zimmer- und den benachbarten Straßen umher.«⁷

In Berlin war es um die Jahrhundertwende in der Silvesternacht üblich, auf den Straßen Hüte »anzutreiben« - mit kleinen Stöckchen versuchten die männlichen Flaneure, einander den Hut vom Kopf zu stoßen;⁸ teilweise wurden die steifen, zylinderähnlichen Hüte auch mit Spazierstöcken und Regenschirmen eingeschlagen.⁹ Man wird dies als Parallele zum Krawattenabschneiden an Weiberfastnacht interpretieren dürfen, jedenfalls als Hinweis auf den Hut als besonderes Zeichen der bürgerlichen Wohlanständigkeit,¹⁰ die in der großstädtischen Silvesternacht zwar nicht aufgehoben wurde, deren Grenzen sich aber doch etwas verrückten.

Die besondere Bedeutung des Huts hängt damit zusammen, daß er nicht nur ein Kleidungsstück war, sondern - zumindest für die Männer - ein Mittel ritualisierter Kontaktpflege. Das Abnehmen der Kopfbedeckung galt noch im 18. Jahrhundert als Zeichen der Unterwerfung; als solches stand es einerseits in konkreten rechtlichen Zusammenhängen und drückte andererseits soziale Unterschiede aus.¹¹ Schillers Szene mit dem Geßlerhut, die er aus Tschudis *Chronicon Helveticum*¹² nahm, rief sich an zu seiner Zeit durchaus noch gegenwärtigen Bedeutungen; das Geschenk eines Huts an den Bräutigam definierte die eheliche Herrschaft, und das Abnehmen des Hutes bedeutete weithin strikte Anerkennung der sozialen oder rechtlichen

Überlegenheit des Gegenübers.¹³ Im bürgerlichen Umgang wird aus der Unterwerfungsgeste eine Höflichkeitsbezeugung unter prinzipiell Gleichen.

Aus den Städten kommen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Berichte, wonach es dort vor allem bei den sonntäglichen Spaziergängen der Bürger ein fast ununterbrochenes Grüßen und Wiedergrüßen gab. Es handelte sich offensichtlich um eine verpflichtende Form, die in ihrer Verbindlichkeit zunächst durchaus an Formen höfischer Etikette erinnert. Bezeichnenderweise aber werden solche Formen diskutiert und in Frage gestellt.

In Ulm entstehen, 1819 und 1841, regelrechte Initiativen gegen »das Hutabziehen in den Straßen der Stadt«.¹⁴ Um den Jahreswechsel zum Jahr 1819 wurde ein Flugblatt in Umlauf gesetzt und mit der Bitte um Unterzeichnung weitergegeben. Darauf stand folgendes Gedicht:

»Weil das Hutabziehen in den Strassen der Stadt
In jedem Betracht etwas Lästiges hat;
Weil es die Hüte verbiegt und die Kappen verdirbt,
Weil keiner aus purer Devotion gern stirbt,
Jedoch manch Haupt' sich erkältet bey rauhem Wind;
Die Begrüßten zum Gegengruss genöthigt sind:
So wollen wir, ohne der Höflichkeit zu schaden,
Unsre Freunde zur beliebigen Unterschrift laden:
Das Hutabziehen ganz und gar aufzuheben,
Jedem jedoch die schuldige Achtung zu geben,
Und zwar: durch 'nen Griff mit der Hand an den Hut,
Wobey sich der Oberleib vorgeben thut, -
Den gescheiden Mann wird es nicht verdriessen,
Der Andre wird so vorlieb nehmen müssen.
Es läßt so ein Bückling doch immer honett,
Darum unterzeichne hier A bis zum Z.«¹⁵

Dieser Anstoß führte ganz sicher zu einer ausgedehnten Diskussion. Wenn wir einem satirischen Schreiben im Dialekt vertrauen dürfen, das im Juni 1819 im Ulmer Intelligenzblatt veröffentlicht wurde, war die Initiative erfolgreich; dort heißt es, in Ulm tue man den Hut nicht voreinander herunter; seit einer gesagt habe, das verderbe die Hüte, seien die Bauern manierlicher als die Herren.¹⁶ Aber angehalten hat der neue

Brauch, die Verweigerung des alten, nicht - sonst wäre nicht 1841 erneut ein Schreiben in die Zeitung eingerückt und ein Plakat an der Stadtmauer angeschlagen worden, auf dem es hieß: »Der grössere Teil des auf der Stadtmauer promenirenden männlichen Publikums hat sich dahin verständigt, dass das bisher üblich gewesene höchst lästige Hutabnehmen zur Begrüssung, von heute an auf dieser Promenade unterbleiben solle, und es verwahren sich daher alle Diejenigen, welche jener gegenseitigen Übereinkunft Folge leisten, gegen jede Beschuldigung der Unhöflichkeit.«⁷

Daß es sich nicht nur um eine Ulmer Spezialität handelte, beweist eine eingesandte Notiz im »Eßlinger Anzeiger« vom 3. Mai 1845.⁸ Darin wird von einer Plenarversammlung der Eßlinger »Harmonie« berichtet, in der ein Mitglied den Vorschlag gemacht hatte, »die Sitte oder vielmehr Unsitte, daß man durch Abnehmen der Kopfbedeckung seinen Gruß dem Begegneten bezeigt«, wenigstens unter den Mitgliedern der Gesellschaft abzuschaffen. »Der Vorschlag«, heißt es, »wurde von sämtlichen Anwesenden mit Vergnügen angenommen und wird zur Nachahmung empfohlen.«

Wie weit solche Ausbrüche aus der Konvention trugen und wie lange der neue (Anti-)Brauch anhielt, wissen wir nicht; wir wissen überhaupt viel zu wenig über solche Banalitäten. Die Volkskunde hat sich zwar immer zuständig erklärt für Sitte, Brauch und Tradition - aber es ging dabei immer nur um ganz bestimmte Traditionen. So wäre ich zwar in der Lage, Dutzende von Belegen für angeblich auf Wotan oder andere germanische Götter zurückzuführende Sagengestalten mit grauem oder eckigem Hut anzuführen;⁹ präzise Angaben über Grußsitten vermag ich dagegen nicht zu machen.

In der erwähnten Eßlinger Notiz¹⁰ heißt es, »die Sitte oder vielmehr Unsitte« des Hutabnehmens bestehe »aus früheren Zeiten her, in welchen das aristokratische Prinzip vorherrschend und in alle gesellschaftlichen Formen übergegangen war«. Es bleibt unklar, ob der Schreiber dabei in erster Linie an Grußbezeugungen gegenüber dem Adel denkt oder ob er den Usus selbst in der Aristokratie lokalisieren will. Aber selbst wenn es sich nur um die Übernahme eines bereits vorhandenen Verhaltensmusters gehandelt hätte - es erhält in den bürgerlichen Schichten eine andere Prägung und Färbung. Die Etikette war - dies zeigen die angeführten Belege - ins Raisonement

aufgenommen, und dies gab ihr offensichtlich einen anderen Charakter. Sie ist nicht sakrosankt, und sie ist nicht hermetisch. Die Kritiker des Hutabnehmens schlagen als Ersatz »'nen Griff mit der Hand an den Hut« vor; damit schaffen sie einen fließenden Übergang zu dem bloßen »Antippen«, das wahrscheinlich damals schon in nichtbürgerlichen Kreisen, bei Bauern und Arbeitern, üblich war.

Solche Übergänge fungieren als Mittel der Eingemeindung in die bürgerliche Gesellschaft, der abgestuften Generalisierung der bürgerlichen Kultur. Sie kaschieren - wenigstens teilweise - die Ausgrenzungsmöglichkeiten, die in den generalisierten Formen auch gegeben sind. Am Beispiel des Grüßens: Grüßen und Wiedergrüßen ist ja doch in aller Regel kein symmetrischer Vorgang; es kommt darauf an, wer zuerst grüßt, und es gibt hundert Nuancen im Grad der Ehrerbietung.

Alexander von Gleichen-Russwurm, dessen mit eigenen Erfahrungen durchtränkte Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts nicht vergessen werden sollte, gibt einige Hinweise in dieser Richtung: »Von hochgradiger gesellschaftlicher Wichtigkeit ist das Führen bei Tisch, das Placieren der Gäste, unendliche Schattierungen von Höflichkeit, die bis zu warmer Herzlichkeit gehen und bis zu kühler, markierter Gleichgültigkeit herabsinken, wurden von den Gesellschaftskundigen ausgearbeitet. Gegebenenfalls wird eine besondere »Todesart« von ihnen dekretiert durch ihr unerbittlich tagendes Scherbengericht. Es ist der gesellschaftliche Tod, das »cutting« oder »Schneiden«, die kalte Schulter, das Vorbeilächeln, das Vorbeigrüßen, das Nichtmehrgrüßen. Der Gruß war wieder eine besondere und peinliche Zeremonie, das Hutabnehmen, der Grad des Händeschüttelns, der Handkuß, der einer Dame gebührt, und an Hof und Höfchen erschien noch einmal der scheinbar durch die erste Revolution erledigte Bückling und Knix.«¹¹ Das sind die Nuancen, die Differenzen, dies ist die Klaviatur der Möglichkeiten. Aber ihr zugrunde lag eben doch die prinzipielle Forderung wechselseitiger, quasi-egalitärer Höflichkeit.

Eine ähnliche Dialektik von Einheitlichkeit und Vielfalt läßt sich im Bereich der Anrede nachweisen. Lichtenberg hatte noch die »Subtilität in der Unterscheidung« der deutschen Anredeformen gerühmt.¹² Zu seiner Zeit kündigte sich aber bereits die entschiedene Reduktion der Möglichkeiten an: »Ihr« wird fast nur noch auf dem Lande beibehalten; die Anrede mit der

dritten Person singularis beschränkt sich weithin aufs Militär; überwiegend stehen nur noch die Varianten »Sie« und »Du« zur Verfügung. Gewählt wird zwischen diesen beiden Formen zunächst im Sinn der sozialen Abstufung; verhältnismäßig rasch setzt sich aber die funktionale Trennung in das privat-freundschaftliche Du und das öffentliche Sie durch.³³ Die bürgerliche Anrede ist, außerhalb des familiären Umkreises und des engen Freundeskreises, Sie; zeitweilig reicht das auch hinsichtlich der Altersstufung sehr weit hinab. Hans Carossa kam 1888 als Zehnjähriger in die erste Klasse des Humanistischen Gymnasiums in Landshut; er fragte einen ungefähr gleichaltrigen Jungen: »Kannst du mir sagen, wo die von der ersten Klasse hingehören?«, worauf dieser - nach Carossas eigenem Berichtgeantwortet habe: »Erlauben Sie mir, - haben wir eigentlich schon einmal zusammen Schweine gehütet?« Der angesprochene Knabe war, so stellte sich heraus, schon in der zweiten Klasse...³⁴

Auf dem Land herrschten Ihr und Du vor, und in den Fabriken, unter den Arbeitern, bildete sich ebenfalls das Du heraus, teils als Transformation und Tradition ländlicher Anrede, teils als sozialistisches Bekenntnis-Du. Aber außerhalb der engsten Sphäre, in der weiteren Kommunikation galt generell und gleichrangig für die ganze bürgerliche Gesellschaft - also teilweise auch für Bauern und Arbeiter - das Sie. Diese Egalität wird jedoch durchbrochen und ergänzt durch Differenzierungen der Anrede, die nunmehr fast ausschließlich in die Titulaturen verlegt sind.³⁵ Die Rangsucht, teilweise sicherlich ein Erbe der bürokratisch-feudalen Gesellschaft der Kleinstaaten, kompensiert und erlaubt die generelle Gleichheit der Anrede.

Die Figur: gravierende Unterschiede bei (eben doch nur partieller) formaler Gleichheit läßt sich in vielen Bereichen verfolgen. Der Typus der bürgerlichen Familienweihnacht, der sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts herausbildet,³⁶ läßt sich formal so beschreiben, daß er wiederum fast generell gilt: Lichterbaum, Geschenke, festliches Essen, ins Feierliche säkularisierter religiöser Gehalt. Dieser Rahmen ist deshalb so stabil, weil er sehr verschieden ausgefüllt werden kann und wird; allein schon unter dem Stichwort Geschenke lassen sich riesige Differenzen registrieren.

Selbst Erscheinungen der materiellen Kultur (die an sich natürlich der Prävention von Gleichheit handfesteren Wider-

stand entgegenstellt) fügen sich in diesen Zusammenhang. Die sogenannte »gute Stube« beispielsweise wird zu einer erstaunlich weitverbreiteten Kulturerscheinung.³⁷ Nicht auf einen Schlag - aber der Anspruch auf die gute Stube breitet sich immer weiter aus, und auch in der Realität ist sie immer häufiger zu finden, reicht um die Wende zum 20. Jahrhundert durchaus schon in kleinbürgerliche Schichten hinein. Nur - es ist dann nicht unbedingt der Raum, wie er beispielsweise wiederum von Alexander von Gleich-Russwurm geschildert wird: mit dem feinen Sofa für die Besuchsstunde, »mit seinen Familienbildern, Silhouetten, Daguerreotypen und schließlich Photographien, mit dem Glasschrank, der Andenken, Silbergeräte, Porzellan und Glas zur Schau stellte, lauter Sachen, mit denen einst höhere Stände paradierten.«³⁸ Die »gute Stube« konnte sehr viel bescheidener sein, ja geradezu kahl: ein fast leerer Raum, dem alltäglichen Umgang entzogen und reserviert für Ereignisse, die praktisch so gut wie nie eintraten.

Tatsächlich haben sich im 19. Jahrhundert - dies zeigen neuere serielle Untersuchungen anhand von Inventuren und Teilungen³⁹ - die Unterschiede im Wohnstandard ständig vergrößert, waren viel gravierender als in der vorausgehenden Zeit, in der, abgesehen von einer sehr dünnen Oberschicht, das Leben der ganzen Bevölkerung durch Frugalität charakterisiert war. Und doch gab es jetzt, anders als in den Zeiten präziserer ständischer Horizonte, einen Anschein von Gemeinsamkeit, das Umschlossenein von den Ansprüchen der Bürgerlichkeit.

II.

Das deutsche Bürgertum, so schrieb Gustav Freytag 1867, sei »seit dem Beginn des Jahrhunderts keine Kaste mehr, nach oben und unten abgeschlossen«, vielmehr sei es im Gegensatz zur französischen Bourgeoisie »sowol Gentry als Volk«.⁴⁰ Wilhelm Heinrich Riehl folgte in diesem Punkt dem Sprachgebrauch seiner Zeit und nannte sein Buch über die sozialen Verhältnisse in Deutschland »Die bürgerliche Gesellschaft«.⁴¹ Ironisch zitiert er den Antrag eines Mitglieds der ersten badischen Kammer von 1819, in dem allgemeine Bestimmungen darüber gefordert werden, »welche Art von Kleidung aus wel-

chen Stoffen bestehend jedem Stande und jedem Geschlechte zu tragen erlaubt sey? Wer berechtigt sey, Wagen und Pferd zu halten und wer nicht, und welcher Gattung von Möbeln sich jede Classe bedienen dürfe«.32 Solche Überlegungen waren um jene Zeit keineswegs ungewöhnlich. 1821 publizierte Julius Graf von Soden seinen »Versuch über die Gesetze zur geistigen und sittlichen Vervollkommnung des Volks«;33 auch er fordert von der Gesetzgebung »Kleider-Ordnungen zur Bezeichnung der Stände«. Ludwig Börne hat sich in einer Rezension gerade auch gegen diese überholte Forderung gewandt und ihr gegenüber das Prinzip herausgestellt: »Ohne Freiheit verliert selbst die Tugend ihren Wert«.34

Riehl argumentiert anders. Auch er wendet sich energisch gegen die Beschränkung; aber bei genauerem Zusehen ergibt sich, daß er sich nur gegen eine solche Ausdifferenzierung in »unechte Stände« wendet, und daß er nach wie vor von der - für ihn natürlichen - Absonderung der alten Stände ausgeht: Adel und Bauern hält er strikt getrennt vom Bürgertum; nur den »unechten« vierten Stand sieht er auf dem Weg der Integration ins Bürgertum.

Wie weit reicht die Verbürgerlichung tatsächlich, und welche Rolle spielten dabei die kulturellen Ausdrucksformen der Bürgerlichkeit? Die angeführten Beispiele - Gruß, Anrede, Brauch, Mobiliar - haben deutlich gemacht, daß es fließende Übergänge gab, wenn auch nicht ohne Katarakte; die bürgerliche Kultur hatte offene, verfließende Grenzen. Dies gilt, im geläufigen sozialen Schema gedacht, nach oben und nach unten; es ist gerade die Mittel- und Mittlerstellung, welche den bürgerlichen Formen ihre Durchschlagskraft verleiht. Obwohl und weil die politische Formierung des Bürgertums mit mancherlei Schwierigkeiten und sehr gebremst vonstatten geht, spielt der kulturelle Führungsanspruch eine wesentliche Rolle. Verwirklicht werden konnte er wohl gerade deshalb, weil die bürgerliche Prägung der Kultur von vornherein eine breite Zone von Variationen einschloß.35

Die geschilderten Abstufungsangebote verschleierten die Verbürgerlichung, aber ermöglichten sie auch. Diese Abstufungen, scheinbar bloße Arabesken, gaben doch eine Handhabe sozialer Unterscheidung. Kulturelle Verbürgerlichung mußte so keinen Rangverlust bedeuten; es gab allenthalben Hierarchien, und wie in der beruflichen Ausdifferenzierung bei der

Beamtschaft und im Militär waren die oberen Ränge gewissermaßen für den Adel und für wenige Großbürger reserviert.

Allerdings sind solche Unterscheidungen - zumindest für das Ende des 19. Jahrhunderts - fast zu grob. Die kulturelle Ausdifferenzierung vermittelt sich der sozialen Feinklassifizierung; die maßgebliche Rolle spielen jetzt und fortan die »feinen Unterschiede«36 (Pierre Bourdieu). Charakteristisch ist der Wandel des Modebegriffs. Zwar sind die Veränderungen, die Rotationen, gemessen an späteren Phasen, noch relativ langsam. Aber jedenfalls bezeichnet Mode spätestens im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts keine über eine längere Zeit hinweg einheitliche und verbindliche Stilform mehr, sondern den weitgehend von der Produktion provozierten und teilweise gelenkten Wechsel: Mode als »des Kapitalismus liebstes Kind«.37

Noch 1883 bezeichnet Rudolf von Ihering die Mode als »Hetzjagd der Standeseitelkeit«;38 aber es geht nicht mehr eigentlich um Stände - es ist ein offenes, in sich gestuftes Flight-pursuit-System,39 das von der Mode ausgelöst wird: Mode nicht mehr als Charakterisierung stabiler Unterschiede des Stils, sondern geprägt durch zeitliche Abläufe. Es gibt Verspätungen, und es gibt Unterschiede in Material und Ausführung; aber sie werden nicht bestimmt von Standesgrenzen, sondern von feinmaschigeren und etwas beweglicheren Strukturen. Das macht die Sache für die Beteiligten nicht unbedingt leichter (auch Gummiwände sind Wände); aber wiederum gilt: die Pluralisierung der Unterschiede begünstigt den Gedanken einer einheitlichen bürgerlichen Kultur.

Selbstverständlich muß hinsichtlich der Richtung der Ausstrahlung unterschieden werden. Die partielle Verbürgerlichung unterer Volksklassen ist etwas anderes und verläuft anders als die - ebenfalls partielle - Verbürgerlichung der Aristokratie.

Im Blick auf den Adel ist schon verschiedentlich auf einen wechselseitigen Ausgleich hingewiesen worden: Auf der einen Seite ist das Nobilitierungsstreben des gehobenen Bürgertums unverkennbar,40 und wo der auszeichnende Titel nicht erreicht wird, werden vielfach wenigstens bestimmte kulturelle Äußerungsformen übernommen. Hierher gehört beispielsweise die Fahrt mit der Equipage, die auch nach der Einführung der Eisenbahnreise nicht verschwindet und ihren sozialen Zeichencharakter behält. Auf der anderen Seite übernehmen Mitglieder

des Adels immer häufiger bestimmte Formen der bürgerlichen Kultur. Thomas Nipperdey weist hin auf die Verbürgerlichung »in Kleidung, Familienmoral, Regeln des zivilisierten Betragens, Ausbildung und Teilnahme an der Kultur, und zumal in der Wirtschaftsführung«.⁴¹

Die Annäherung zwischen Bürgertum und Adel nimmt - dies ist bekannt - gegen das Jahrhundertende zu. Das Militär und vor allem bestimmte Institutionen innerhalb des Militärs, wie das Reserveoffizierscorps, gelten als starkes Relais bei der Vermittlung zwischen Adel und Bürgertum,⁴² wobei das Vermittlungsergebnis allerdings nicht unbedingt eine generelle Bürgerlichkeit war, sondern oft eine Sonderkultur, die vor allem aufs akademische Leben und auf den barschen Umgangsstil der Beamtenschaft⁴³ durchschlug.

Norbert Elias hat gezeigt, wie sich der ursprünglich auch sozial gefaßte Gegensatz zwischen (bürgerlicher) Kultur und (adliger) Zivilisation allmählich ins Nationale verschiebt: deutsche Kultur gegen französische Zivilisation.⁴⁴ Diese Verschiebung mag teilweise schon eine Folge des vollzogenen kulturellen Ausgleichs sein; in erster Linie aber bildet diese oft aggressive Wendung gegen die französische Nation eine wichtige Voraussetzung für die Abschwächung soziokultureller Gegensätze zwischen Adel und Bürgertum.

Bedeutsamer für den Zuschnitt und die Rolle bürgerlicher Kultur war die Frage der Abgrenzung oder Öffnung nach unten.

In den Schriften deutscher Aufklärer um 1800 finden sich gelegentlich außerordentlich drastische Zeugnisse der Abwertung der unteren Volksklassen. So spricht ein Mediziner, empört über die hygienische Rückständigkeit, von »Antipoden der Menschheit«, denen er nur die »Logik des Thieres« zubilligt.⁴⁵ Solche Äußerungen extremer Distanz, die vom pädagogischen Impetus der Aufklärer aufgefangen werden, verschwinden bald nach der Jahrhundertwende vollständig - vorsichtiger gesagt: sie tauchen jetzt höchstens noch in der Polemik gegen marginalisierte Bevölkerungsgruppen auf, die allerdings - wie etwa bei Riehl - große Teile des Proletariats einschließen können. Im Prinzip fordert die bürgerliche Gesellschaft die soziale Öffnung nach allen Seiten: »Ein freier Übergang muß stattfinden, durch die Wahl der Lebensart, ein Hinaufklettern und Hinuntersteigen, wie Fähigkeiten sich entwickeln« - so Friedrich Ludwig Jahn.⁴⁶

Gegenüber dem größten Teil der Bevölkerung, dem bauerlichen, war es unproblematisch, dieses Prinzip zu verkünden. Erstens waren hier die Übergänge - also das »Hinaufklettern« von Bauernkindern - relativ selten, und im Einzelfall, etwa bei der Rekrutierung von katholischen Priestern und von Lehrern, standen sie in einer älteren Tradition. Vor den nicht in bekannte Traditionen eingebundenen Volksschichten herrschte dagegen vielfach eine elementare Furcht, die durch die Idee eines permanenten, selbsttätigen Ausgleichs keineswegs beseitigt wurde. 1840 publizierte der französische Autor Fregier eine Studie über »Les classes dangereuses de la population« und die Mittel zu ihrer Besserung;⁴⁷ und vor allem in den Großstädten finden sich, quer durch Europa, immer wieder Zeugnisse der Unsicherheit und Angst. Ein Bürgersfräulein fährt mit der Kutsche vor zu einem großen Fest. Sie beschreibt, was sie bei ihrer Ankunft empfand: »Am Eingang war es ein bißchen unheimlich, denn die Volksmenge, die sich dort aufgestaut hatte, schien nicht gerade in mildester Stimmung zu sein. Es war mir doch etwas unheimlich zumute, da meine Ohren von ihren nicht gerade feinfühligem Bemerkungen getroffen wurden [...] Gott sei Dank blieb es uns jedoch erspart, Zeugen irgendwelcher gewaltsamen Auftritte zu werden. Trotzdem hatte ich noch nach meinem Eintreten Herzklopfen vor Angst, ungeachtet des strahlenden Kontrastes, den der Börsensaal mit seinen glänzenden Besuchern gegenüber den dunklen, drohenden Gestalten und den groben Stimmen um den Eingang herum bot.«⁴⁸

Diese Furcht ist mitbestimmend für die nachhaltigen Versuche, die entstehende Arbeiterschaft an die bürgerliche Kultur heranzuführen. Andererseits sind diese Versuche aber auch eine logische Folge des Gleichheitsgrundsatzes, der freilich nicht immer mit der gleichen Reichweite angewandt wird. Oft wird nicht etwa die Verbürgerlichung der ganzen Arbeiterschaft angestrebt, sondern eine Zweiteilung: die Aufhebung des guten, gesunden Kerns im Bürgertum, gleichzeitig aber die Ausgrenzung einer Randgruppe, deren Armut und Elend weithin ausgeblendet blieb. Riehls Entwurf einer bürgerlichen Gesellschaft bietet ein Beispiel dafür.

Bei der Gründung und Leitung von Arbeitervereinen stößt man immer wieder auf Beispiele »großbürgerlicher Umarmungstaktik«,⁴⁹ die freilich nicht als gezielte Manipulation zu verstehen, bei der vielmehr das unterstützend-emanzipative

Moment von der Gängelung und Abschirmung kaum zu trennen ist. Auch für die Arbeiter hatte die Orientierung an bürgerlicher Kultur eine doppelte Funktion. Auf der einen Seite demonstrierten sie mit der Übernahme bürgerlicher Kulturmuster und Kulturinhalte, daß sie - nach den Maßstäben der Zeitkulturfähig waren.⁵⁰ Die Aufführung schwieriger Chorwerke und bürgerlicher Schauspiele sollte die Respektabilität genauso beweisen wie das betont dezente Auftreten *auf* Festen und *nach* Festen. Daß hier keine falsche Berechnung zugrunde lag, beweisen gelegentliche Stimmen in der bürgerlichen Presse, in denen sich Bewunderung mit Verwunderung mischt - Verwunderung darüber, daß es so kultiviert und ohne Exzesse zugegangen war.⁵¹

Zum anderen aber bot die bürgerliche Kultur den Arbeitern auch eine direkte Orientierungshilfe. Der in der bürgerlichen Aufklärung entwickelte Gedanke der Bildung und Bildsamkeit war, als ein Standes- oder Klassengrenzen im Prinzip sprengender, ein Halteseil für die Arbeiterschaft; sie glaubte an die befreiende Wirkung von Bildung. Zudem waren weite Teile der bürgerlichen Bildung und Kultur bestimmt durch eine starke Affinität zum Bieder-Tüchtigen - und auch dies kam den Vertretern der Arbeiterklasse entgegen.

Aus Berlin berichtet Jacob Grimm im Jahr 1841 seinem Freund Gervinus über die Verhältnisse, die er in Göttingen zurückgelassen hat: »Es hat sich ein Verein, den man nicht unrichtig den Mäßigkeitsverein nennt, gebildet, eine Gesellschaft von Professoren, die unter sich nur ein juste milieu bilden wollen und aus dem unsere Freunde so gut als Langenbeck und Mühlenbruch ausgeschlossen sind. Es darf darin weder von Religion noch von Politik gesprochen werden, wahrscheinlich auch nichts gegen gute Sitten; das ist die alte Instruction der Büchercensoren.«⁵² Eine solche Vereinigung erscheint wie eine Karikatur, und man wird wohl auch sagen dürfen, daß sie epochenspezifisch ist, geprägt von der Zeit des Biedermeier. Aber vielleicht ist hier doch nur zur Kenntlichkeit entstellt, was die bürgerliche Kultur des ganzen 19. Jahrhunderts weithin bestimmte: die Betonung von Maß und Mittelmaß, die »Diätetik der Seele«,⁵⁴ die Ausgewogenheit (wenn dieser Begriff aus der heutigen Mediendiskussion in die Vergangenheit verpflanzt werden darf).

Es gibt zwar Ventile, und es gibt immer wieder Ausgriffe,

Ausflüge ins weniger Gesicherte, Extravaganzen. Aber wo sie in Erscheinung treten, melden sich auch schon die Bedenken, und rasch wird der Spielraum verengt. Die Geschichte der Mode bietet Beispiele dafür: alle Ansätze zur Farbigkeit münden, mindestens in der Herrenmode, ins neutrale Grau, und gegen alle formalen »Auswüchse« wenden sich rasch die Vertreter einer Ästhetik des Maßvollen. Friedrich Theodor Vischers Streitschriften gegen die Mode, die ihrerseits keineswegs maßvoll, aber besonders sprachmächtig sind, sind ein guter Beleg dafür.⁵⁵

Das gleiche Wechselspiel läßt sich im Bereich der Künste ausmachen. »Das öffentliche Leben stürmte und brauste im Theater und im Konzertsaal, weil es anderswo nicht stürmen und brausen durfte« - so schreibt Riehl in einer seiner Erzählungen, die im Jahr 1839 spielt und die er 1885 niederschrieb.⁵⁶ Aber dieses Stürmende und Brausende blieb im Grunde doch eine ephemere Verlockung, und die romantische Essenz der Kunst war für den Großteil des bürgerlichen Publikums nur in sehr verdünnter und entschärfter Form genießbar. In der gleichen Erzählung deutet Riehl den Abstand an. Es geht um komponierte Märchenstimmungen, und der Manager des Klaviervirtuosen bemerkt dazu: »Allein was soll man sich für Märchen denken? Doch nicht Grimms Hausmärchen? Die sind bürgerlich!«⁵⁷ Was »bürgerlich« ist, wird vom munteren Völkchen der Künstler ironisiert und abgelehnt; die Bürger aber haben nur einen gebremsten Zugang zu diesen Seiten der Kunst. Sie setzen auch hier auf das Biedere, Tüchtige, und ebnen so der Literatur, der Musik, der Bildenden Kunst den Weg auch zu nicht-bürgerlichen Schichten: Verbürgerlichung.

III.

Die Frage der Verbürgerlichung ist ein Leitthema in den Überlegungen zur bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Anders verhält es sich mit dem dritten Stichwort: Volkskultur. In der Diskussion um die Probleme der Bürgerlichkeit taucht dieses Stichwort im allgemeinen nicht auf. Das ist nicht verwunderlich: der Begriff entzieht sich einer klaren sozialen Bestimmung; es läßt sich nur vage sagen, daß er auf einen Bereich vor, diesseits, unterhalb der bürgerlichen Kultur zielt.

Er ist aber wichtig, weil er ein bürgerliches Konstrukt darstellt, und er steht zur Bürgerlichkeit, zur bürgerlichen Kultur auch, in einem sehr wirksamen Komplementärverhältnis.

Es ist unmöglich, hier die Stationen der Entdeckung – vielleicht sollte man gleich richtiger sagen: der Erfindung – der Volkskultur⁵⁸ nachzuzeichnen. In der – teilweise bis heute geläufigen – Vorstellung von Volkskultur lösen sich reale soziale Differenzierungen auf im »Volk«. Dieses Volk ist nicht mehr »rudis plebs« wie im 17. Jahrhundert und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein;⁵⁹ es ist einerseits Mutterboden und Basis, andererseits eine Art Integral der bestehenden Gesellschaft. Soziale und nationale Komponente des Volksbegriffs fließen ineinander.

Das vorher angeführte Zitat Jahns stammt aus seinem Buch »Deutsches Volksthum«, das zuerst 1810 veröffentlicht wurde. Jahn hat diesen Begriff »Volkstum« und das zugehörige Adjektiv »volkstümlich« kreiert. Das Deutsche Wörterbuch weist diese Vokabel Herder zu, aber diese Angabe ist falsch.⁶⁰ Es hat den sicheren Anschein, daß Jahn die Begriffe in Umlauf brachte; er versteht darunter nationale Eigentümlichkeit. Der Weg für die Bedeutungserweiterung und den Bedeutungswandel ist allerdings schon vorgezeichnet: Volkstum und Volkstümlichkeit konstituieren sich vor allem aus jenem ästhetisch gefaßten Bereich des Populären, der seine Konturen in Deutschland durch Herder, seine Anhänger und seine Nachfolger erhielt. Dieses Populäre – so lautet zunächst der gängige Terminus – findet seinen deutlichsten Ausdruck in dem, was Herder Volkspoesie nannte. Diese Volkspoesie ist Dichtung aus dem Volk oder auch nur angeblich aus dem Volk, die dem Gebildeten im Sinne einer Revitalisierung vermittelt wird und in die eigene Maßstäbe hineingetragen werden. Es handelt sich um einen komplexen Aneignungs- und Anverwandlungsprozeß, eine zwischen dem Individuell-Genialen und Kollektiv-Biederem pendelnde Transformation.

Das (bürgerliche) Interesse an diesen Gegenständen war ein produktiv-ästhetisches: aus ihnen wurden Maßstäbe für die eigene künstlerische Produktion abgeleitet, und umgekehrt wurden Teile dieser künstlerischen Produktion dem Bereich der Volkskultur einverleibt. An Volksliedersammlungen wie Arnims und Brentanos »Des Knaben Wunderhorn« ließe sich beides zeigen. Aber was im Bereich der Volkspoesie besonders

deutlich und deshalb auch oft exemplarisch herausgestellt wird, gilt ziemlich generell: ein Konstrukt »Volkskultur« entsteht, in dem sich bäuerliche Vergangenheit und bürgerliche Sehnsüchte vermischen.

Praktisch wurde so die reale Kultur des Volkes (gemeint im Sinne der unteren Schichten) in doppelter Weise verstellt. Einmal war sie fortan in der Regel nur noch in ihrer Überformung zugänglich, und zum andern war sie herausgelöst aus ihren wirklichen Lebensbedingungen. Entscheidend war nun der nationale Akzent der Volkskultur; er war im allgemeinen stärker und wichtiger als der soziale. Das Konstrukt der Volkskultur war, obwohl dieser Zusammenhang kaum eigens diskutiert wurde, eine Art Vorläufer und auch früher Bestandteil der »Kulturnation«, die sich vor der politischen Einigung herausbildete.⁶¹

Das Bürgertum zeigte lebhaftes Interesse an der Volkskultur – und zwar an der ihrem eigentlichen Boden entzogenen, ästhetisch verarbeiteten Volkskultur. Es war eine gefilterte, von allen Ballaststoffen gereinigte Volkskultur. In dem Maße, in dem das Reden von Verwurzelung und Bodenständigkeit zunahm, fielen die wirklichen Wurzeln jener kulturellen Güter ab – ans Volkslied der Gesangsvereine ist hier ebenso zu erinnern wie an die Unzahl neu inszenierter Bräuche, die das 19. Jahrhundert charakterisieren.⁶²

Die bürgerliche Auseinandersetzung mit der nichtbürgerlichen (und nichtadligen) Kultur konzentrierte sich fortan auf die begeisterte Anteilnahme an dieser Volkskultur. Diese Restriktion wirkt sich bis ins System der Wissenschaften hinein aus: es entsteht eine dem Konstrukt Volkskultur zugeordnete Volkskunde – was aber jenseits dieses Konstruktes an kulturellen Aktivitäten und Erscheinungen auftaucht, wird entweder ignoriert (wie weite Teile der Arbeiterkultur) oder wird mit dem Verdikt »Massenkultur« ausgegrenzt.

Obwohl es folkloristische Bewegungen und Orientierungen in allen europäischen Ländern gibt, hat es den Anschein, diese Fixierung auf »Volkskultur« sei in Deutschland besonders stark. Sie bildete sich damals heraus, und sie wirkt fort bis heute: Deutschlands Dallas heißt Schwarzwald(klinik) mit Trachten-trägern und anderer Folklore.

An der Fixierung des Bürgertums auf die Volkskultur (auf diese Sekundär-Volkskultur) mögen zwei, an sich gegenläufige,

Ursachen beteiligt gewesen sein. Die föderative Prägung rückte die alten lokalen und regionalen Überlieferungen auch den Gebildeten näher. Die »Zerlumpung Deutschlands in achtund-dreißig Lokal- und Provinzialstaaten«, von der Friedrich Engels spricht,⁶³ beließ alle Bewohner bis zu einem gewissen Grad im beschränkten Terrain lokaler Interessen. Gerhart von Grävenitz formuliert zugespitzt: »Deutschlands Bürgertum war zuerst >territorial< und dann >bürgerlich<«. ⁶⁴ Grävenitz bezieht dies auf die Divergenz der Interessen, welche die Herausbildung einer einheitlichen Stoßrichtung verhinderte; aber es läßt sich auch beziehen auf die provinziellen Bindungen, die im Erlebnis der Volkskultur einen Resonanzraum fanden.

Volkskultur dieses Zuschnitts war aber auch ein akzeptables Angebot an den Adel. Für ihn konservierte und transformierte sich so ein Stück der vergehenden patriarchalischen Welt - man denke etwa an die Huldigungen für Ortsherrschaften, die rechtlich obsolet geworden waren, aber symbolisch in Bräuchen festgehalten wurden.

Und selbst Teile des Proletariats stiegen in das halbkonfektionierte Angebot Volkskultur ein. Sie bot ihnen die Möglichkeit der Rückbindung an die ländlichen Herkunftsregionen und gleichzeitig die Chance zu einer Spezialform der Verbürgerlichung: Wenn sich die Arbeiter in Volkstracht warfen (und die Trachtenvereine der großen Städte rekrutierten sich vor allem aus dieser Gruppe, allerdings weniger aus Fabrikarbeitern als aus Eisenbahnern u.a.), näherten sie sich der Bürgerlichkeit, indem sie eine von dieser akzeptierte Nachbarposition, die quasi-bäuerliche, übernahmen. »Die gute alte Zeit« war zwar, wie Nipperdey betont, bald kein Gegenstand seriöser Reflexion und Diskussion mehr,⁶⁵ aber sie blieb für weite Kreise ein emotionaler Fluchtpunkt.

Die zweite Ursache steht auf den ersten Blick im Gegensatz zur ersten, zur engenterritorial-provinziellen Bindung: Es ist der Vorschein des nationalen Ganzen, der in der Volkskultur ja doch auch enthalten war. Es war kein ausschließender Gegensatz, Heimat und Vaterland standen in einer komplementären Beziehung. Dahlmann stellt dies 1835 in seiner Studie »Die Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt«⁶⁶ heraus: »Die Vaterlandsliebe schlägt ihre Wurzel in den Örtlichkeiten, welche sich um die Wiege des Menschen versammelten.«⁶⁷

Für die bürgerliche Kultur jedenfalls waren die unpräzisen, aber eben dadurch auch viel Identifikationsfläche bietenden Konstrukte Volk und Volkskultur hochfunktional. Sie boten eine willkommene Ergänzung. Bürgerliche Normen und Werte wurden dadurch nicht gefährdet - schon deshalb nicht, weil diese in das Konstrukt hineingetragen waren. Volkskultur fungierte als Angebot an alle Schichten, einen wenn nicht bürgerlichen, so doch bürgerlich sanktionierten Modus von Kultur zu übernehmen. Gleichzeitig aber fungierte sie als eine Art Schutzschicht nach unten, als Abpolsterung von Bürgerlichkeit.

Anmerkungen

1 Jürgen Kocka, Bürgertum und Bürgerlichkeit als Probleme der neueren deutschen Geschichte, in diesem Band S.21–63, v.a. S.42ff. Vgl. auch Wolfgang Ruppert: Bürgerlicher Wandel. Studien zur Herausbildung einer nationalen deutschen Kultur im 18. Jahrhundert, Frankfurt 1981: »Dieses »neue Bürgertum« wurde durch gemeinsame Werte, Normen und Leitbilder zusammengehalten und integriert« (S. 30).

2 Kocka, Bürgertum.

3 Die Unterscheidung wird schon von Georg Simmel diskutiert; er charakterisiert »subjektive Kultur« als »das Maß des Anteilhabens des seelischen Leben?Prozesses an [...] objektiven Gütern oder Vollkommenheiten« (Vom Wesen der Kultur, in: Georg Simmel, Brücke und Tür. Stuttgart 1957, S. 86–94, hier S. 94). In der neueren marxistischen Kulturtheorie spielt das Begriffspaar eine zentrale Rolle: der objektiven Kultur als »Gesamtheit schöpferischer Möglichkeiten« wird die subjektive Kultur als »Fähigkeit der Aneignung und Weiterbildung« gegenübergestellt. Vgl. Dietrich Mühlberg, Zur marxistischen Auffassung der Kulturgeschichte, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Bd. 12, 1964, S. 1037–1054, hier S. 1042.

4 Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der »bürgerlichen Tugenden«, München 1974.

5 Vgl. die zahlreichen Bilddokumente in: Ludwig-Uhland-Institut für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen, Als die Deutschen demonstrieren lernten. Das Kulturmuster »friedliche Straßendemonstration« im preußischen Wahlrechtskampf 1908–1910, Tübingen 1986.

6 Marie Bernays, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie. Dargestellt an den Verhältnissen der Gladbacher Spinnerei und Weberei – A. - G. zu München-Gladbach im Rheinland, Leipzig 1910, S. 227. Den Hinweis verdanke ich Dr. Carola Lipp.

7 Vorwärts, Berlin, 13. Januar 1893.

8 Hinweis Dr. Bernd Jürgen Warneken.

9 Vgl. Adolf Spamer, Sitte und Brauch, in: Wilhelm Peßler (Hg.), Handbuch der Deutschen Volkskunde, Bd. 2 Potsdam o.J. [1934], S. 33-236, hier S. 147. Annemarie Lange, Das wilhelminische Berlin, Berlin 1967, S. 19f.

10 In Thomas Manns »Zauberberg« registriert Hans Castorp, wie ihm mit der Kopfbedeckung auch ein Stück gesicherter Bürgerlichkeit verlorengeht: »Siehst du wohl, daß man einen Hut aufhaben soll! Es ist mir natürlich aufgefallen, daß ihr keinen tragt hier oben. Man soll aber einen aufsetzen, damit man ihn abnehmen kann bei Gelegenheiten, wo es sich schickt.« (i. Band, 3. Kapitel). Freundlicher Hinweis von Prof. Dr. Ernst Schwarz.

11 Vgl. die Hinweise im Deutschen Wörterbuch IV. 2., Sp. 1978–1985.

12 Basel 1734-36; Nachweis im Deutschen Wörterbuch IV. 2., Sp. 1979.

13 Ebd., Sp. 1979 f.

14 Vgl. Rudolf Max Biedermann, Ulmer Biedermeier im Spiegel seiner Presse, Ulm 1955, S. 94.

15 Ebd., S. 94.

16 Ebd.

17 Ebd.

18 Nr. 35 vom 3. Mai 1845. Hinweis von Dr. Wolfgang Kaschuba.

19 Vgl. etwa den von Gustav Jungbauer verfaßten Artikel »Hut« in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hg. von Baechtold-Stäubli, IV, *P-5-3-543-

20 Wie Anm. 18.

21 Das Kulturbild des neunzehnten Jahrhunderts. Die gesellschaftliche Struktur, Wien o.J., S. 473.

22 Vgl. Ivar Ljungerud, Der deutsche Anredestil. Geschichten und Geschichtliches, Saltsjö-Duvnäs o.J., S. 26.

23 Zur Herausbildung der »Sie«-Anrede vgl. vor allem Helmut Möller, Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert. Verhalten und Gruppenkultur, Berlin 1969, S. 148-152. Die Differenzierung nach dem Alter (»Du« gegenüber Kindern bis zur »Schulentlassung« oder Konfirmation) kann hier weitgehend vernachlässigt werden.

24 Hans Carossa, Verwandlungen einer Jugend, Leipzig 1931, S. 7; zitiert nach Ljungerud, Anredestil, S. 4.

25 Die Titelsucht soll hier aber nicht im einzelnen behandelt werden. Hinweise finden sich beispielsweise bei Gerhard A. Ritter u. Jürgen Kocka (Hg.), Deutsche Sozialgeschichte, Bd. II, München 1974, S. 81f. Wichtig ist in unserem Zusammenhang, daß auch diese Tendenz nicht undiskutiert bleibt; es gibt zahllose Satiren und Streitschriften gegen die Titelsucht. Vgl. etwa Ludwig Börne, Ernsthaftige Betrachtungen über den Frankfurter Komödientzettel (1818), in: Gesammelte Schriften, Bd. 2, Berlin o.J., S. 127-130; hier S. 128f. Hinweis von Dr. Wolfgang Kaschuba.

26 Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte, Frankfurt 1974, S. 223–243; dies., Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit, Frankfurt 1978.

27 Vgl. etwa Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 132.

28 Das Kulturbild (wie Anm. 21), S. 221.

29 Vgl. etwa Uwe Meiners, Wohnkultur in süddeutschen Kleinstädten vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Soziale Unterschiede und Wohnstrukturen, in: Günter Wiegmann (Hg.), Nord-Süd-Unterschiede in der städtischen und

ländlichen Kultur Mitteleuropas, Münster 1985, S. 157-221, hier vor allem S. 176.

30 Aus neuer Zeit. Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Bd. 4, Leipzig 1884, S. 491.

31 Stuttgart 1851. »Viele nehmen Bürgerthum und moderne Gesellschaft für gleichbedeutend. Sie betrachten den Bürgerstand als die Regel, die anderen Stände nur noch als Ausnahmen« (Die bürgerliche Gesellschaft, Stuttgart 1886, S. 199f.).

32 Ebd., S. 249.

33 Aarau 1821.

34 Die Staats-National-Bildung, in: Ludwig Börne's gesammelten Schriften, Bd. 6, Berlin o.J., S. 66-79, S. 71.

35 Natürlich kann man unter diesem Aspekt die Frage stellen, ob jene Kultur überhaupt »bürgerlich« genannt werden darf; Richard Evans (The Myth of Germany's Missing Revolution, in: New Left Review, Nr. 149, 1985, S. 67-94, hier S. 84f.) wendet sich in diesem Sinne gegen David Blackbourn und Geoff Eley (Mythen deutscher Geschichtsschreibung, Berlin 1980). Aber einmal ist es zeitgenössischer Sprachgebrauch; und zum andern setzten sich, unabhängig von der Genese bürgerliche Prägungen mehr und mehr durch.

36 Vgl. Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, Frankfurt 1982.

37 Werner Sombart, Wirtschaft und Mode. Ein Beitrag zur Theorie der modernen Bedarfsgestaltung, Wiesbaden 1902, S. 20.

38 Der Zweck im Recht, Bd. 2, Leipzig 1883, S. 235.

39 Der Terminus »flight-pursuit mechanism« wurde zunächst auf sprachliche Entwicklungen bezogen. Vgl. John L. Fischer, Social influences on the choice of a linguistic variant, in: Word, Bd. 14, 1958, S. 47–56, hier S. 52.

40 Vgl. beispielsweise Otto Dann, Die Lesegesellschaften und die Herausbildung einer modernen bürgerlichen Gesellschaft in Europa, in: ders. (Hg.), Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich, München 1981, S. 9-28, hier S. 12.

41 Nipperdey, S. 258.

42 Vgl. beispielsweise Ritter/Jürgen Kocka, (wie Anm. 25), S. 225.

43 Ebd., S. 78L

44 Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes (Über den Prozeß der Zivilisation, Bd. 1). Bern 1969, S. 36-42.

45 Wolfgang Alber u. Jutta Dornheim, »Die Fackel der Natur vorgetragen mit Hintansetzung alles Aberglaubens«. Zum Entstehungsprozeß neuzeitlicher Normsysteme im Bereich medikaler Kultur, in: Jutta Held (Hg.), Kultur zwischen Bürgertum und Volk, Berlin 1983, S. 163–181; hier S. 163 und S. 176.

46 Deutsches Volksthum, Neudruck der Ausgabe Leipzig 1813 (Hildesheim 1980), S. 276.

47 Zitiert bei Orvar Löfgren, Freizeit und Großstadtleben, in: Theodor Kohlmann u. Hermann Bausinger (Hg.), Großstadt – Aspekte empirischer Kulturforschung, Berlin 1985, S. 87–102, hier S. 89.

48 Ebd. Der Bericht (von Marie-Louise Forseil) bezieht sich auf das Bürgerfest zur Silberhochzeit des schwedischen Königspaares in Stockholm 1843.

49 Wolfgang Kaschuba u. Carola Lipp, Zur Organisation des bürgerlichen Optimismus - Regionale Formierungsprozesse des Bürgertums im Vormärz und in der Revolution 1848, in: Sozialwissenschaftliche Informationen für Unterricht und Studium, Bd. 8, 1979, S. 74-82, hier S. 81.

50 Vgl. Hermann Bausinger, Verbürgerlichung - Folgen eines Interpretaments, in: Günter Wiegelmann (Hg.), Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert, Göttingen 1973, S. 24-49.

51 Vgl. Karl Braun u.a., Das andere Tübingen. Kultur und Lebensweise der Unteren Stadt im 19. Jahrhundert, Tübingen 1978, S. 219.

52 Vgl. ebd., S. 205.

53 Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gerwinus, hg. v. Eduard Ippel, Berlin 1886, 2. Bd., S.461.

54 Titel einer Schrift des Popularphilosophen Ernst Freiherr von Feuchtersieben aus dem Jahr 1838.

55 Vgl. Hermann Bausinger, Tücken der Natürlichkeit. Friedrich Theodor Vischer als Modefeind, in: Schwäbische Heimat, Bd. 20, 1969, S. 301-305. Vgl. Auch Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte (wie Anm. 7), S. 1371.

56 Gradus ad Parnassum, in: Lebensrätsel. Fünf Novellen, Stuttgart 1900, S. 77-142, hier S. 79.

57 Ebd., S. 122.

58 Vgl. Hermann Bausinger, Die Erfindung der »Volkspoesie«, in: ders., Formen der Volkspoesie, Berlin '1980, S. 11-19.

59 Vgl. Wolfgang Brückner, Begriff und Theorie von Volkskultur für das 17. Jahrhundert, in: ders., Peter Blickle u. Dieter Breuer (Hg.), Literatur und Volk im 17. Jahrhundert, Wiesbaden 1985, S. 3-21; hier S. 4.

60 Deutsches Wörterbuch, Band 12.2, Leipzig 1951, Sp. 499 L Der Artikel bezieht sich versehentlich auf den Gebrauch der Wörter volkstümlich und Volkstümlichkeit durch den Herausgeber von Herders Gesammelten Werken, Suphan.

61 Vgl. Dieter Grimm: Kulturauftrag im staatlichen Gemeinwesen, in: Veröffentlichungen der Vereinigung der Deutschen Staatsrechtslehrer, Bd. 42, Berlin o.J., S. 46-82, vor allem S. 62.

62 In der neueren Volkskunde wird diese Entwicklung häufig unter dem Etikett »Folklorismus« behandelt.

63 Der Status quo in Deutschland, in: M E W, Bd. 4, S. 40-57, hier S. 50, vgl. S-45-

64 Innerlichkeit und Öffentlichkeit, in: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. 49, 1975, S. 1-82, hier S. 67. Vgl. auch Lothar Pikulik, Leistungsethik contra Gefühlskult. Über das Verhältnis von Bürgerlichkeit und Empfindsamkeit in Deutschland, Göttingen 1984, S. 68-92.

65 Dies betont Nipperdey, Deutsche Geschichte (wie Anm. 27), S. 243.

66 Berlin '1924; das Zitat dort S. 179.

67 S. 179.